

»Ein schillerndes Porträt
Afghanistans in all seiner Pracht«
Khaled Hosseini

HINTER DEM REGENBOGEN



Roman

NADIA HASHIMI

BASTEI ENTERTAINMENT

Inhalt

Cover
Titel
Impressum
Widmung
Gedicht
Kapitel Eins
Kapitel Zwei
Kapitel Drei
Kapitel Vier
Kapitel Fünf
Kapitel Sechs
Kapitel Sieben
Kapitel Acht
Kapitel Neun
Kapitel Zehn
Kapitel Elf
Kapitel Zwölf
Kapitel Dreizehn
Kapitel Vierzehn
Kapitel Fünfzehn
Kapitel Sechzehn
Kapitel Siebzehn
Kapitel Achtzehn
Kapitel Neunzehn
Kapitel Zwanzig
Kapitel Einundzwanzig
Kapitel Zweiundzwanzig

Kapitel Dreiundzwanzig
Kapitel Vierundzwanzig
Kapitel Fünfundzwanzig
Kapitel Sechszundzwanzig
Kapitel Siebenundzwanzig
Kapitel Achtundzwanzig
Kapitel Neunundzwanzig
Kapitel Dreißig
Kapitel Einunddreißig
Kapitel Zweiunddreißig
Kapitel Dreiunddreißig
Kapitel Vierunddreißig
Kapitel Fünfunddreißig
Kapitel Sechszunddreißig
Kapitel Siebenunddreißig
Kapitel Achtunddreißig
Kapitel Neununddreißig
Kapitel Vierzig
Kapitel Einundvierzig
Kapitel Zweiundvierzig
Kapitel Dreiundvierzig
Kapitel Vierundvierzig
Kapitel Fünfundvierzig
Kapitel Sechszundvierzig
Kapitel Siebenundvierzig
Kapitel Achtundvierzig
Kapitel Neunundvierzig
Kapitel Fünfzig
Kapitel Einundfünfzig
Kapitel Zweiundfünfzig
Kapitel Dreiundfünfzig
Kapitel Vierundfünfzig
Kapitel Fünfundfünfzig
Kapitel Sechszundfünfzig
Kapitel Siebenundfünfzig
Kapitel Achtundfünfzig

Kapitel Neunundfünfzig
Kapitel Sechzig
Kapitel Einundsechzig
Kapitel Zweiundsechzig
Kapitel Dreiundsechzig
Kapitel Vierundsechzig
Kapitel Fünfundsechzig
Kapitel Sechsendsechzig
Kapitel Siebenundsechzig
Kapitel Achtundsechzig
Kapitel Neunundsechzig
Danksagung

Nadia Hashimi

Hinter dem *Regenbogen*

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch
von Rainer Schumacher

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»The Pearl that Broke its Shell«

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn
Übersetzung des Gedichts auf Seite 7 und 404: Marietta Schürholz
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
unter Verwendung eines Entwurfs von mumtaz mustafa
Einband-/Umschlagmotiv: © massoud hossaini
E-Book-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-2357-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Für meine wundervolle Tochter Zayla.
Für all unsere wundervollen Töchter.*

*Meerwasser bettelt, dass die Perle ihre Schale
öffnen mag.*

Aus dem ekstatischen Gedicht
Einen Kuss, den wollen wir mit unserem ganzen Leben
von Jalal ad-Din Mohammad Rumi,
einem persischen Dichter des 13. Jahrhunderts

Kapitel Eins

Rahima

Shahla stand an unserer Haustür, deren grünes Metall an den Kanten rostete, und reckte den Hals. Als Parwin und ich um die Ecke bogen, sahen wir Erleichterung in ihren Augen. Wir durften nicht zu spät kommen, nicht schon wieder.

Parwin warf mir einen Blick zu, und wir beschleunigten unseren Schritt. Wir durften nicht rennen, es hätte zu viel Aufmerksamkeit erregt, aber wir beeilten uns. Unsere Gummisohlen wirbelten Staub auf. Die Säume unserer Röcke flatterten um unsere Knöchel, und mein Kopftuch klebte am Schweiß auf meiner Stirn. Ich nahm an, Parwin ging es ähnlich, denn auch ihr Kopftuch war noch nicht weggeflogen.

Verdammt sollten sie sein. Es war ihre Schuld! Diese Jungs mit ihrem schamlosen Grinsen und den zerrissenen Hosen! Es war nicht das erste Mal, dass wir ihretwegen zu spät kamen.

Wir liefen an blauen, purpurnen und roten Türen vorbei. Farbflecken auf einer Lehmleinwand.

Shahla winkte uns zu sich.

»Beeilt euch!«, zischte sie entnervt.

Keuchend folgten wir ihr durch die Tür. Metall schlug gegen den Türrahmen.

»Parwin! Was soll das?«

»Tut mir leid, tut mir leid! Ich dachte nicht, dass das so laut ist.«

Shahla rollte mit den Augen, genau wie ich. Parwin schlug die Tür immer zu.

»Warum hat das überhaupt so lange gedauert? Seid ihr nicht durch die Gasse hinter der Bäckerei gelaufen?«

»Das ging nicht, Shahla! Da stand *er*!«

Wir hatten den Umweg über den Markt genommen und die Bäckerei gemieden, wo die Jungs herumlungerten und mit ihren Blicken den Khaki-Dschungel auskundschafteten, der unser Dorf war.

Neben Straßenfußball war das der liebste Sport der Jungs: Mädchen beobachten. Sie hingen draußen herum und warteten darauf, dass wir aus unseren Klassen kamen. Hatte ein Junge ein Auge auf ein bestimmtes Mädchen geworfen, schoss er zwischen den Autos und Fußgängern hindurch und nahm die Verfolgung auf. So machte er seinen Anspruch geltend. *Das ist mein Mädchen*, sagte er auf diese Weise. *Hier ist nur Platz für einen Schatten*. Heute stand Shahla, meine zwölfjährige Schwester, im Mittelpunkt dieser ungewollten Aufmerksamkeit.

Die Jungs meinten das selbstverständlich als Kompliment, doch den Mädchen machte es Angst, denn die Leute konnten denken, sie hätte diese Art von Aufmerksamkeit provoziert. Aber es gab hier auch wirklich nicht viele Möglichkeiten für die Jungs, sich zu amüsieren.

»Shahla, wo ist Rohila?«, flüsterte ich. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als wir auf Zehenspitzen ums Haus schlichen.

»Sie hat etwas zu essen zum Nachbarhaus gebracht. Madar-jan hat ein paar Auberginen für sie gekocht. Ich glaube, da ist jemand gestorben.«

Gestorben? Mir zog sich der Magen zusammen, und ich konzentrierte mich wieder darauf, Shahlas Fußstapfen zu folgen.

»Wo ist Madar-jan eigentlich?«, fragte Parwin leise und nervös.

»Sie bringt das Baby ins Bett«, antwortete Shahla und drehte sich zu uns um. »Also macht nicht zu viel Lärm, sonst merkt sie, dass wir erst jetzt nach Hause kommen.«

Parwin und ich erstarrten, und Shahla wurde kreidebleich, als sie unsere aufgerissenen Augen sah. Sie wirbelte herum. Madar-jan stand hinter ihr. Sie war durch die Hintertür gekommen und wartete nun auf dem kleinen, gepflasterten Hof hinter dem Haus.

»Eure Mutter weiß ganz genau, wann ihr Mädchen nach Hause kommt, und sie ist sich durchaus bewusst, was für ein Vorbild eure ältere Schwester für euch ist.« Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt, und ihr verärgelter Tonfall sprach dieselbe Sprache.

Shahla ließ beschämt den Kopf hängen, und Parwin und ich versuchten, Madar-jans wütenden Blick zu meiden.

»Wo seid ihr gewesen?«, verlangte sie zu wissen.

Oh, wie gerne hätte ich ihr die Wahrheit gesagt!

Ein Junge, der das Glück hatte, ein Fahrrad zu besitzen, war Shahla gefolgt und hatte uns immer wieder umkreist. Shahla hatte ihn keines Blickes gewürdigt. Als ich ihr zuflüsterte, dass er sie beobachtete, zischte sie mir zu, still zu sein, als würde es erst wahr, wenn man es laut aussprach. Bei seiner dritten Umkreisung kam er uns zu nah.

Der Junge hatte vor uns kehrtgemacht und radelte wieder auf uns zu. Er raste die staubige Straße hinunter und wurde erst langsamer, als er sich uns näherte. Shahla schaute ihn noch immer nicht an und verzog wütend das Gesicht.

»Parwin! Pass auf!«

Bevor ich Parwin aus dem Weg stoßen konnte, rollte unser Verfolger über eine Getränkedose, die auf der Straße lag. Er schwankte hin und her und riss dann den Lenker herum, um einem streunenden Hund auszuweichen. Das Fahrrad raste direkt auf uns zu. Der Junge riss Augen und Mund auf und kämpfte um sein Gleichgewicht. Dann

streifte er Parwin und stürzte über die Stufen vor einem Laden für Trockenobst.

»Bei Allah!«, rief Parwin, die ganz aus dem Häuschen war. »Schaut nur! Es hat ihn glatt umgehauen!«

»Glaubst du, er ist verletzt?«, fragte Shahla. Sie hielt sich die Hand vor den Mund, als hätte sie nie etwas Erschütternderes gesehen.

»Parwin, dein Rock!« Mein Blick war von Shahlas besorgtem Gesicht zu Parwins zerrissenem Saum gewandert. Die Drähte, mit denen der Junge die alten Speichen repariert hatte, hatten sich in Parwins Kleid verfangen, als er sie gestreift hatte.

Sofort brach Parwin in Tränen aus – es war ihre neue Schuluniform. Wir wussten, wenn Madar-jan das unserem Vater erzählte, dann mussten wir daheim bleiben und durften nicht mehr in die Schule gehen. Es wäre nicht das erste Mal.

»Warum schweigt ihr alle, wenn ich euch etwas frage?«, verlangte Madar-jan zu wissen. »Habt ihr denn gar nichts zu eurer Verteidigung zu sagen? Erst kommt ihr zu spät, und dann seht ihr auch noch aus, als hättet ihr Hunde durch die Straßen gejagt!«

Shahla hatte schon oft für uns gesprochen und sah verzweifelt aus, und Parwin war wie immer ein Nervenbündel, sie fummelte nur an ihrem Kleid herum. Dann, bevor ich überhaupt wusste, was ich eigentlich sagen wollte, hörte ich plötzlich meine eigene Stimme.

»Madar-jan, es war nicht unsere Schuld! Da war dieser Junge auf dem Fahrrad, und wir haben ihn ignoriert, aber er ist immer wieder zurückgekommen, und ich habe ihn angeschrien. Ich habe ihm gesagt, er sei ein Dummkopf, wenn er nicht den Weg nach Hause kennt.«

Parwin konnte sich ein Kichern nicht verkneifen. Madar-jan funkelte sie tadelnd an.

»Ist er euch zu nahe gekommen?«, fragte sie und drehte sich zu Shahla um.

»Nein, Madar-jan. Ich meine, er war ein paar Meter hinter uns. Er hat kein Wort gesagt.«

Madar-jan seufzte und legte die Hände an die Schläfen.

»Schön. Macht, dass ihr reinkommt, und setzt euch an die Hausaufgaben. Wir werden ja sehen, was euer Vater dazu sagt.«

»Du wirst es ihm sagen?«, rief ich entsetzt.

»Natürlich werde ich es ihm sagen«, antwortete Madar-jan und schlug mir auf den Po, als ich an ihr vorbei ins Haus ging. »Wir haben noch nie etwas vor eurem Vater verheimlicht, und wir fangen jetzt nicht damit an!«

Während wir in unsere Hefte kritzelten, unterhielten wir uns darüber, was Padar-jan wohl sagen würde, wenn er nach Hause kam. Da hatte Parwin eine Idee.

»Ich glaube, wir sollten Padar sagen, dass unsere Lehrerinnen von diesen Jungs wissen und dass sie schon Ärger bekommen haben. Sie werden uns nicht mehr belästigen«, schlug sie eifrig vor.

»Parwin, das wird nicht funktionieren. Was willst du denn sagen, wenn Madar-jan Khanum Behduri fragt, ob das stimmt?« Shahla war wie immer die Stimme der Vernunft.

»Nun, dann sagen wir eben, dass es dem Jungen leidgetan hat und dass er versprochen hat, uns nie mehr zu belästigen. Oder dass wir uns einen anderen Schulweg suchen werden.«

»Schön, Parwin. Sag du ihm das. Ich bin es ohnehin leid, ständig für euch zu sprechen.«

»Parwin wird gar nichts sagen. Sie spricht nur, wenn niemand zuhört«, erklärte ich.

»Wirklich lustig, Rahima. Du hältst dich wohl für besonders tapfer. Mal sehen, ob du auch noch so mutig bist, wenn Padar-jan nach Hause kommt«, schmolte Parwin.

Und ich war in der Tat keine sonderlich tapfere Neunjährige mehr, als wir Padar-jan schließlich gegenüberstanden, im Gegenteil. Verzweifelt versuchte ich, meine Gedanken hinter meinen geschürzten Lippen zu verstecken, doch das blieb nicht unbemerkt. Zu guter Letzt beschloss Padar-jan, uns wieder aus der Schule zu nehmen.

Wir bettelten und flehten ihn an, uns wieder gehen zu lassen. Eine von Parwins Lehrerinnen, eine Freundin von Madar-jan aus Kindertagen, kam sogar in unser Haus und versuchte, mit unseren Eltern zu reden. In der Vergangenheit hatte Padar-jan stets nachgegeben, doch diesmal nicht. Er wollte zwar, dass wir in die Schule gingen, doch er war um unsere Sicherheit besorgt. Und was sollten die Leute denken, wenn sie sahen, wie die Jungs seine Töchter durch die Straßen jagten?

»Hätte ich einen Sohn, dann würde all das nicht passieren! Verdammt nochmal! Warum nur haben wir ein Haus voller Mädchen? Nicht eins, nicht zwei ... nein ... fünf!«, rief er dann immer, und Madar-jan konzentrierte sich auf ihre Hausarbeit, während die Last der Enttäuschung auf ihren Schultern ruhte.

Und zurzeit war Padar-jan noch launischer als sonst. Madar-jan ermahnte uns stets, leise und respektvoll zu sein. Sie erzählte uns, Padar-jan seien viele schlimme Dinge passiert und das mache ihn sehr wütend. Sie sagte, wenn wir uns gut benehmen würden, dann würde er bald wieder er selbst sein. Doch es fiel mir schwerer und schwerer, mich an die Zeit zu erinnern, als Padar-jan nicht immer nur laut und wütend gewesen war.

Da wir nun ständig daheim waren, wurde mir die zusätzliche Aufgabe übertragen, Lebensmittel einzukaufen. Meine älteren Schwestern durften dagegen nicht nach draußen, denn sie waren erwachsener und fielen somit auch mehr auf. Ich hingegen war für die Jungen bis jetzt unsichtbar und ging kein Risiko ein, wenn ich mich auf der Straße zeigte.

Alle zwei Tage stopfte ich ein paar Geldscheine in einen Beutel, den Madar-jan mir ins Kleid genäht hatte, damit ich keine Entschuldigung hatte, wenn ich sie verlor. Dann suchte ich mir einen Weg durch die engen Straßen und ging die dreißig Minuten zum Markt. Ich liebte den alten Basar. In den Läden hier herrschte reges Treiben. Die Frauen sahen inzwischen deutlich anders aus als noch vor ein paar Jahren. Einige trugen lange blaue Tschaderi, andere lange Röcke und sittsame Kopftücher. Die Männer wiederum trugen das Gleiche wie mein Vater: lange Hemden und Pluderhosen in den tristen Farben unserer Landschaft. Kleine Jungs hatten reich verzierte Kappen mit kleinen, runden Spiegelpailletten und durchsetzt von Goldfäden. Als ich schließlich am Markt ankam, waren meine Schuhe voller Staub, und ich hielt mein Kopftuch als Schutz vor den Staubwolken, die von unzähligen Karren und anderen Fahrzeugen aufgewirbelt wurden, vor den Mund. Es war, als würde sich die khakifarbene Landschaft in der Luft über unserem kleinen Ort auflösen.

Zwei Wochen nachdem uns verboten worden war, die Schule zu besuchen, kannten die Ladenbesitzer mich. Allerdings gab es außer mir auch nicht allzu viele neunjährige Mädchen, die mit festem Schritt von Laden zu Laden zogen. Ich hatte meine Eltern oft genug feilschen sehen und war fest davon überzeugt, es auch zu können. Ich diskutierte mit dem Bäcker, der versuchte, mir das Doppelte von dem zu berechnen, was er von meiner Mutter verlangte, und ich stritt mich mit dem Kaufmann, der mir weismachen wollte, dass das Mehl, das ich wollte, importiert worden sei und deshalb auch mehr koste. Ich schnaubte verächtlich, als ich den Preis hörte, den er mir nannte, und erklärte ihm, dass ich das gleiche Mehl auch bei Agha Mirwais kaufen könne, ein Stück die Straße runter. Wütend knirschte der Kaufmann mit den Zähnen, stopfte das Mehl zu den anderen Lebensmitteln, die ich

gekauft hatte, und knurrte Worte vor sich hin, die nicht für die Ohren eines Kindes bestimmt waren.

Madar-jan freute sich, dass ich ihr bei den Einkäufen half. Sie hatte schon genug mit Sitara um die Ohren, die gerade zu laufen begann. Parwin kümmerte sich um die Kleine, wenn Madar-jan und Shahla putzten oder kochten, und nachmittags setzte Madar-jan uns an den Tisch, damit wir die Hausaufgaben machen konnten, die sie uns aufgetragen hatte.

Für Shahla waren die Tage lang und schwer. Sie sehnte sich nach ihren Freundinnen und den Gesprächen mit den Lehrerinnen. Shahlas Stärken waren ihre Intuition und ihre Intelligenz. Sie war zwar nicht die Klassenbeste, aber es gelang ihr eigentlich immer, ihre Lehrerinnen zu bezirzen, sodass die sie in die Liste der besten Schülerinnen aufnahmen. Shahla sah nur durchschnittlich aus, doch sie legte großen Wert auf ihr Äußeres. So bürstete sie jeden Abend mindestens fünf Minuten ihre Haare, seit irgendjemand ihr gesagt hatte, ihre Lockenpracht würde dann noch länger werden. Shahlas Gesicht war das, was die Leute als »nett« bezeichneten, weder schön noch einprägsam. Doch ihre Persönlichkeit ließ sie von innen strahlen. Wenn die Leute sie anschauten, dann konnten sie nicht anders, als zu lächeln. Shahla war höflich und sittsam und in der Schule sehr beliebt. Wenn sie die Menschen ansah, fühlten sie sich automatisch wichtig. Vor Freunden und Familie machte Shahla Madar-jan stolz, denn sie sprach wie eine Erwachsene und erkundigte sich stets nach dem Wohlbefinden eines jeden Besuchers und seiner Familie.

»Wie geht es Farzana-jan?«, fragte sie dann zum Beispiel. »Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen. Bitte, sagen Sie ihr, dass ich nach ihr gefragt habe.« Großmütter nickten dann anerkennend und lobten Madar-jan für ihre Erziehung.

Parwin war da vollkommen anders. Sie war atemberaubend. Ihre Augen hatten nicht unser Schlamm Braun, sondern ein Haselnussbraun, das sich mit Grau mischte. Man vergaß, was man gerade sagen wollte, sobald man in sie hineinschaute. Das Haar fiel in langen, von Natur aus glänzenden Wellen um ihr Gesicht. Ohne Zweifel war Parwin das bestaussehende Mädchen in unserer ganzen, weitläufigen Familie.

Doch ihre sozialen Fähigkeiten ließen zu wünschen übrig. Wenn Madar-jans Freundinnen vorbeikamen, verschwand Parwin in einer Ecke und beschäftigte sich mit irgendwas, und wenn es ihr gelang, den Raum zu verlassen, bevor die Erwachsenen hereinkamen, war es umso besser. Und wenn sie der traditionellen Begrüßung mit drei Küssen entkommen konnte, war ihr Glück perfekt. Richtete aber trotzdem jemand eine Frage an sie, dann antwortete sie so knapp wie möglich, während ihr Blick auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit aufgeregte hin und her huschte.

»Parwin, bitte! Khala Lailoma hat dir eine Frage gestellt. Würdest du dich bitte umdrehen? Diese Pflanzen müssen doch nicht ausgerechnet jetzt gegossen werden!«

Doch diesen Mangel an sozialen Fähigkeiten machte Parwin mit ihrem künstlerischen Talent wett. Mit Papier und Bleistift war sie eine Meisterin. Graphit verwandelte sich in ihren Händen in visuelle Energie. Faltige Gesichter, ein verletzter Hund, ein zerstörtes Haus. Parwin besaß die Gabe, anderen zu zeigen, was sie selbst dann nicht sahen, wenn sie direkt darauf schauten. Binnen Minuten konnte sie ein Meisterwerk zeichnen, doch wenn sie Geschirr spülen sollte, dauerte das Stunden.

»Parwin lebt in einer anderen Welt«, sagte Madar-jan immer. »Sie ist eben etwas anders.«

»Und was wird ihr das nützen?«, erwiderte Padar-jan dann stets. »Sie muss in der echten Welt überleben.« Doch er liebte Parwins Zeichnungen. Er verwahrte einen ganzen

Stapel davon neben seinem Bett und schaute sie sich von Zeit zu Zeit an.

Und Parwin hatte noch ein Problem, sie war mit einer schwachen Hüfte geboren worden. Irgendjemand hatte Madar-jan gesagt, dass sie während der Schwangerschaft wohl ein wenig zu viel auf der Seite gelegen habe. Schon von dem Augenblick an, da sie zu krabbeln begann, hatte sich gezeigt, dass mit Parwin etwas nicht stimmte. Sie hatte erst sehr spät zu laufen begonnen, und sie humpelte bis heute. Als sie fünf oder sechs Jahre alt gewesen war, hatte Padar-jan sie zu einem Arzt gebracht, doch der hatte gesagt, es sei schon zu spät, um noch etwas daran zu ändern.

Und schließlich gab es mich. Dass ich nicht mehr zur Schule gehen durfte, störte mich nicht so sehr wie meine Schwestern. Ich nehme an, das lag daran, dass ich so Gelegenheit bekam, ein wenig allein durchs Dorf zu laufen, ohne dass meine Schwestern mich ständig tadelten oder ermahnten, ihre Hand festzuhalten, wenn wir die Straße überquerten. Endlich war ich frei ... und das sogar noch mehr als meine Schwestern!

Madar-jan brauchte dringend Hilfe, wenn es etwas im Ort zu besorgen galt, und auf Padar-jan war in letzter Zeit immer weniger Verlass. Wenn sie ihn bat, etwas auf dem Markt zu besorgen, dann vergaß er es unweigerlich und beschwerte sich anschließend, dass nichts in der Speisekammer war. Aber wenn Madar-jan selbst auf den Markt ging, dann geriet Padar-jan außer sich vor Wut. Von Zeit zu Zeit bat Madar-jan die Nachbarn, ihr ein, zwei Sachen mitzubringen, doch sie war bemüht, dass nicht zu oft zu tun. Sie wusste, dass die Leute hinter vorgehaltener Hand schon darüber redeten, wie Padar-jan in unserer Straße auf und ab lief, wild gestikulierte und dabei mit den Vögeln sprach. Meine Schwestern und ich wunderten uns auch über dieses Verhalten, doch Madar-jan erklärte uns,

Padar-jan müsse eine spezielle Medizin nehmen. Deshalb benehme er sich manchmal auch so komisch.

Daheim konnte ich nicht anders, als von meinen Abenteuern in der Welt draußen zu erzählen. Das ärgerte Shahla mehr als Parwin, die mit ihrem Zeichenstift eigentlich ganz zufrieden war.

»Ich glaube, morgen hole ich mir ein paar geröstete Kichererbsen auf dem Markt. Ich habe etwas Geld. Wenn du willst, bringe ich dir welche mit, Shahla.«

Shahla seufzte und setzte Sitara auf ihr anderes Bein. Sie sah wie eine gereizte junge Mutter aus.

»Vergiss es. Ich will keine. Geh einfach, und mach deine Arbeit, Rahima. Ich bin sicher, du trödelst da draußen nur herum. Mit Sicherheit hast du es nicht eilig, wieder heimzukommen.«

»Ich trödele nicht! Ich gehe einkaufen, wenn Madar-jan es sagt. Ach, vergiss es. Bis später.«

Ich wollte nicht, dass meine Schwestern neidisch auf mich waren. Ich wollte meine neuen Privilegien einfach nur ein wenig feiern. Endlich konnte ich durch die Geschäfte ziehen, ohne ständig von meinen Schwestern überwacht zu werden. Natürlich hätte ich das mit ein wenig mehr Taktgefühl auch anders sagen können. Und ich glaube, es war mein vorlauter Mund, der auch Khala Shaimas Aufmerksamkeit erregt hat. Vielleicht hatte meine Taktlosigkeit ja einen höheren Sinn.

Khala Shaima war die ältere Schwester meiner Mutter. Madar-jan stand ihr näher als sonst jemand in ihrer Familie, und wir sahen sie oft. Und wären wir nicht mit ihr aufgewachsen, wir hätten bei ihrem Anblick vermutlich Angst bekommen. Khala Shaima war mit einem krummen Rückgrat geboren worden, das sich wie eine Schlange über ihren Rücken wand. Unsere Großeltern hatten gehofft, sie zu verheiraten, bevor ihr Zustand zu offensichtlich wurde, doch niemand hatte sie gewollt. Familien waren gekommen und hatten nach meiner Mutter oder Khala Zeba gefragt,

der jüngsten der drei Schwestern, doch niemand hatte Khala Shaima, die Bucklige, gewollt.

Khala Shaima hatte schon früh in ihrem Leben gelernt, dass sie nie die Aufmerksamkeit eines Jungen erregen würde, und so hatte sie sich auch nicht mehr um ihr Äußeres gekümmert. Sie ließ ihre Augenbrauen zusammenwachsen, rasierte sich die Haare am Kinn nicht und trug ständig die gleichen farblosen Kleider.

Statt auf sich selbst konzentrierte sie all ihre Energie auf ihre Nichten und Neffen und kümmerte sich um meine Großeltern, als diese älter wurden. Und Khala Shaima kümmerte sich auch um uns. Sie sorgte dafür, dass wir gut in der Schule waren, dass wir ordentliche Kleider trugen und dass wir keine Läuse hatten. Sie war wie ein Sicherheitsnetz für alles, was unsere Eltern nicht für uns tun konnten, und sie war einer der wenigen Menschen, die Padar-jan ertragen konnten.

Aber man musste Khala Shaima erst einmal richtig kennenlernen, um sie zu verstehen, und ich meine *wirklich* zu verstehen. Wenn man nicht wusste, dass sie nur das Beste für die anderen wollte, dann konnte sie einen mit ihrer schroffen Art, der ständigen Kritik und dem zweifelnden Funkeln in ihren Augen leicht verärgern. Doch wenn man wusste, wie Fremde und Familie sie ihr ganzes Leben lang behandelt hatten, dann war das nicht erstaunlich.

Khala Shaima war gut zu uns Mädchen und hatte die Taschen immer voller Süßigkeiten. Padar-jan bemerkte dann stets schnippisch, ihre Taschen seien das einzig Süße an Khala Shaima, und meine Schwestern und ich täuschten Geduld vor, während wir begierig auf das Rascheln des Schokoladenpapiers warteten. Als Khala Shaima an diesem Tag eintraf, war ich gerade vom Markt zurück, gerade noch rechtzeitig für meinen Anteil an den Süßigkeiten.

»Shaima, bei Allah, du verwöhnst die Mädchen! Wo bekommst du nur die Schokolade her? Billig ist das sicher

nicht!«

»Stell dich keinem Esel in den Weg, der dir nicht gehört«, schoss sie zurück. Auch das war typisch für Khala Shaima. Natürlich benutzte jeder hier die alten afghanischen Sprichwörter, doch bei Khala Shaima gab es kaum einen Satz ohne sie, und daher redete sie so verdreht wie ihr Rückgrat krumm war. »Halt dich einfach raus, und lass die Mädchen ihre Hausaufgaben machen.«

»Wir sind mit den Hausaufgaben fertig, Khala-jan«, sagte Shahla. »Wir haben den ganzen Morgen daran gearbeitet.«

»Den ganzen Morgen? Wart ihr denn nicht in der Schule?« Khala Shaima runzelte die Stirn.

»Nein, Khala Shaima. Wir gehen nicht mehr in die Schule«, antwortete Shahla und riss die Augen auf. Sie wusste ganz genau, dass sie Madar-jan damit in Teufels Küche brachte.

»Was soll das heißen? Raisa! Warum sind die Mädchen nicht in der Schule?«

Madar-jan, die gerade Tee kochte, hob widerwillig den Kopf.

»Wir mussten sie wieder rausnehmen.«

»In Allahs Namen, was für eine Ausrede hast du dir denn diesmal ausgedacht, um sie von ihren Studien fernzuhalten? Hat sie vielleicht ein Hund auf der Straße angebellt?«

»Nein, Shaima. Glaubst du etwa, ich würde sie nicht gern zur Schule gehen lassen? Aber da ist all der Blödsinn auf der Straße. Du weißt doch, wie die Jungs sind. Und na ja, ihr Vater ist nicht gerade erpicht darauf, sie rauszuschicken, nur damit die Nachbarjungen mit ihnen spielen können. Und ich kann ihm das nicht zum Vorwurf machen. Du weißt ja, dass die Mädchen ohnehin erst seit einem Jahr auf die Straße dürfen. Vielleicht ist es ja noch zu früh.«

»Zu früh? Wohl eher zu spät! Sie hätten schon die ganze Zeit über in die Schule gehen sollen, nur sind sie das nicht. Überleg doch nur mal, wie weit sie ohnehin schon hinten dran waren, und jetzt, wo sie alles aufholen könnten, hältst du sie zuhause fest und lässt sie den Boden schrubben? Auf der Straße wird es immer irgendwelche Idioten geben, die was weiß ich nicht sagen oder sie dämlich anglotzen. Das ist eben so. Wenn du die Mädchen deswegen hierbehältst, dann bist du nicht besser als die Taliban, die die Schulen geschlossen haben.«

Shahla und Parwin schauten einander entsetzt an.

»Was soll ich denn tun?«, verlangte Madar-jan zu wissen. »Arifs Cousin Haseb hat ihm erzählt, dass ...«

»Haseb? Dieser Esel, dessen Maul größer ist als das Rohr eines russischen Panzers lang? Du triffst Entscheidungen für deine Töchter aufgrund von etwas, das Haseb erzählt hat? Schwester, ich hatte mehr von dir erwartet.«

Madar-jan schnaubte entnervt und rieb sich die Schläfen.

»Dann bleib gefälligst hier, bis Arif wiederkommt, und sag *ihm*, was du glaubst, das wir tun sollten«, erwiderte Madar-jan.

»Habe ich denn gesagt, dass ich wieder gehen will?«, entgegnete Khala Shaima kühl. Sie schob sich ein Kissen hinter den krummen Rücken und lehnte sich zurück. Wir bereiteten uns auf das Schlimmste vor. Padar-jan hasste es, wenn Khala Shaima sich in unsere Angelegenheiten einmischte, und er war genauso direkt wie sie.

*

»Du bist ein Narr, wenn du glaubst, es sei besser für die Mädchen, daheim zu verrotten, als in der Schule zu lernen.«

»Du bist doch auch nie zur Schule gegangen, und schau nur, was aus dir geworden ist«, erwiderte Padar-jan giftig.

»In jedem Fall habe ich mehr Verstand als du, *Ingenieur-sahib*.« Das war ein Tiefschlag. Nach der Schule hatte Padar-jan Ingenieurwesen studieren wollen, doch seine Noten waren nicht gut genug gewesen. Jetzt besaß er einen kleinen Laden, in dem er alte Elektrogeräte reparierte, und obwohl er recht gut darin war, kämpfte er immer noch mit seiner Enttäuschung, dass er es nicht bis zum Ingenieur geschafft hatte, denn das war ein hochangesehener Titel in Afghanistan.

»Verdammt sollst du sein, Shaima! Verschwinde aus meinem Haus! Das sind *meine* Töchter, und ich lasse mir nicht von einem Krüppel sagen, wie ich mit ihnen umgehen soll!«

»Wie du meinst, aber dieser Krüppel hat vielleicht eine Idee, wie man dein Problem lösen kann ... eine Idee, wie du deinen ach so wichtigen Stolz bewahren kannst und die Mädchen in die Schule gehen können.«

»Vergiss es. Mach einfach, dass du rauskommst. Ich kann dein Gesicht nicht mehr sehen. Raisa! Wo zum Teufel bleibt mein Essen?«

»Was ist das denn für eine Idee, Shaima?«, mischte Madar-jan sich ein. Sie respektierte ihre Schwester, denn Khala Shaima hatte meistens recht. Rasch holte Madar-jan einen Teller Essen und brachte ihn zu Padar-jan, der inzwischen mit leerem Blick aus dem Fenster starrte.

»Raisa, erinnerst du dich noch an die Geschichte, die unsere Großmutter uns erzählt hat? Die Geschichte über Bibi Shekiba?«

»Oh, die! Ja, aber wie soll das den Mädchen helfen?«

»Bibi Shekiba wurde, was ihre Familie brauchte. Sie wurde, was der König brauchte.«

»Der König.« Padar-jan schnaubte verächtlich. »Deine Geschichten werden jedes Mal verrückter, wann immer du dein hässliches Maul aufmachst.«

Khala Shaima ignorierte ihn. Sie war Schlimmeres gewohnt.

»Glaubst du wirklich, das würde auch bei uns funktionieren?«, fragte Madar-jan.

»Die Mädchen brauchen einen Bruder.«

Madar-jan wandte den Blick ab und seufzte enttäuscht. Seit Shahlas Geburt litt sie unter ihrer Unfähigkeit, einen Sohn zu gebären. Und sie hatte nicht damit gerechnet, dass das heute Abend auf den Tisch kommen würde. Verlegen mied sie Padar-jans Blick.

»Bist du deshalb hier?«, fuhr Padar-jan Khala Shaima an. »Um mir zu sagen, dass wir einen Sohn brauchen? Glaubst du etwa, das weiß ich nicht? Wenn deine Schwester eine bessere Frau wäre, dann hätten wir vielleicht einen!«

»Red nicht solchen Unsinn und lass mich erst mal zu Ende erzählen.«

Doch sie kam nicht ans Ende. Sie fing nur an. An diesem Abend fing Khala Shaima an, uns die Geschichte meiner Urgroßmutter Shekiba zu erzählen. Eine Geschichte, die meine Schwestern und ich noch nie zuvor gehört hatten. Eine Geschichte, die mich veränderte.

Kapitel Zwei

Shekiba

Shekiba.

Dein Name bedeutet »Geschenk«, meine Tochter. Du bist ein Geschenk Allahs.

Wer hätte schon wissen können, dass Shekiba dereinst tatsächlich werden würde, was ihr Name versprach: ein Geschenk, das von einer Hand zur anderen wanderte. Shekiba wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert geboren, in einem Afghanistan, auf das sowohl Russland als auch Großbritannien einen gierigen Blick geworfen hatten. Beide versprachen abwechselnd, die Grenzen des Landes zu verteidigen, in das sie gerade eingefallen waren, wie ein Pädophiler, der seinem Opfer ewige Liebe schwört.

Die Grenze zwischen Afghanistan und Indien wurde so häufig neu festgelegt, als wäre sie nur mit Bleistift gezogen worden, damit man sie jederzeit wieder ausradieren konnte. Die Menschen lebten mal in dem einen und mal in dem anderen Land. Ihre Nationalität änderte sich so oft wie der Wind seine Richtung. Für Großbritannien und Russland, so wie auch später für die Sowjetunion, war Afghanistan das Spielfeld des »Großen Spiels«, des Machtkampfes um die Herrschaft über Zentralasien. Doch das Spiel neigte sich langsam seinem Ende entgegen, und das afghanische Volk widersetzte sich immer mehr der Kontrolle von außen. Mit stolzgeschwellter Brust erzählten die Afghanen von ihrem Kampfeswillen.

Trotzdem nahmen die größeren Staaten sich immer wieder Teile von Afghanistan. Das Land schrumpfte Stück

für Stück wie ein Wollpullover im Regen. Die Gebiete im Norden wie Samarkand und Bucharä gingen an das Russische Reich verloren, und auch im Süden wurde die Grenze immer weiter landeinwärts getrieben.

In dieser Hinsicht war Shekiba Afghanistan. Seit ihrer Kindheit nagten Niedertracht und viele Schicksalsschläge an ihrer Seele, bis sie nur noch ein Bruchteil der Person war, die sie hätte sein sollen. Wenn Shekiba doch nur hübscher gewesen wäre, ein Anblick, der dem Auge schmeichelte. Vielleicht hätte ihr Vater dann auf eine bessere Partie hoffen können, als Shekibas Zeit gekommen war. Und vielleicht hätte sie dann wenigstens einen Hauch von Güte erfahren.

Doch Shekibas Dorf war gnadenlos. Nach Kabul ritt man eine Woche, und dabei musste man einen Fluss und drei Berge überqueren. So verbrachten die meisten Menschen ihr ganzes Leben im Dorf und auf den von Bergen umgebenen grünen Feldern und wanderten über die staubigen Feldwege, die ein ummauertes Anwesen mit dem anderen verbanden. Ihr Dorf lag in einem Tal. Die dunkle Erde wurde von einem nahegelegenen Fluss genährt, und hohe Gipfel vermittelten den Menschen ein Gefühl von Abgeschlossenheit und Ungestörtsein. Ein paar Dutzend Klans, Großfamilien, lebten hier, die einander schon seit Generationen kannten. Die meisten Leute waren miteinander verwandt, und Gerüchte waren eine Form des Zeitvertreibs.

Shekibas Eltern waren Cousins zweiten Grades. Ihre Ehe hatte Shekibas Großmutter väterlicherseits arrangiert. Ihre Familie lebte wie viele andere auch als Bauern. Doch mit jeder Generation wurde das Land geteilt, damit die Leute sich ein Heim bauen konnten, wenn sie beschlossen, nicht mehr im Haupthaus des Klans zu leben. Shekibas Vater, Ismail Bardari, war der Jüngste in seiner Familie. Seine älteren Brüder hatten schon vor ihm geheiratet und das Anwesen mit ihren Frauen und Kindern bevölkert.

Als er sah, dass es keinen Platz mehr für ihn und seine Braut Shafiqa gab, griff Ismail nach einem Meißel und machte sich an die Arbeit. Er hatte das Glück, dass sein Vater ihm ein fruchtbares Stück Land gegeben hatte. Und er wusste, dass seine Ernte gesichert war, weil er härter arbeitete als seine Brüder. Und sein Vater hatte sicherstellen wollen, dass das Potenzial dieses Stücks Land auch ausgenutzt wurde. Schließlich gab es viele hungrige Mäuler zu stopfen, und eine gute Ernte bedeutete Extraeinkommen für das ganze Dorf. Ismail hatte ein besonderes Talent für die Landwirtschaft, während es seinen Brüdern daran mangelte. Er wusste genau, wann die Temperatur für die Aussaat stimmte, wie oft der Boden gedüngt werden musste und wie viel Wasser das Korn gedeihen ließ. Ismail war der Lieblingssohn seines Vaters, und das verübelten ihm seine Brüder. Sie taten so, als würden sie gerne noch im Haupthaus leben. Ismail aber umgab den neuen Hof mit einer Mauer aus Lehm und Stein, wie es in Afghanistan üblich war, um ein wenig Raum für sich allein zu haben.

Dann brachte Ismail seine aufgeregte Braut in ihr neues Heim, das mitten auf dem kleinen Stück Land stand, das an die Felder seines Bruders grenzte. Wenn Shafiqa draußen war, dann konnte sie sehen, wer bei ihrem Schwager ein- und ausging. Sie konnte die Tschaderi der Frauen sehen, leuchtend blaue Flecken in der khakifarbenen Landschaft. Wenn die Frauen in ihre Richtung kamen, lief sie sofort wieder hinein, um sich zu bedecken. Es war ihr peinlich, dass ihr Bauch durch das Kind so angeschwollen war. Die Frauen seufzten, wenn sie mit ihr sprachen, und sie flüsterten mit ihrem Mann, wenn Shafiqa nicht in der Nähe war. Wäre Shekibas Vater wie die meisten anderen Männer gewesen, er hätte auf dieses Flüstern gehört und sich eine zweite Frau genommen. Doch Ismail Bardari war anders. Was auch immer seine Mutter und seine Schwestern sagten, er blieb bei der einen Frau.

Shekibas Brüder, Tariq und Munis, waren die einzige Verbindung zum Klan, denn Shafiq wachte über Shekiba und Aqela, ihre kleine Schwester, die den Spitznamen »Bülbül« trug, weil ihre helle, melodische Stimme Ismail an den gleichnamigen Singvogel erinnerte. Tariq und Munis aber liefen ständig zwischen dem Hof ihres Vaters und dem ihres Großvaters hin und her und dienten so als Boten für Kleidung, Gemüse und Neuigkeiten. Ihre Großeltern liebten die Jungs und schätzten sie als männliche Erben. Ismails Mutter, Bobo Shahgul, sagte oft, dass die beiden Jungs das einzig Gute seien, was je von Shafiq ausgegangen sei. Die Jungs mussten sich viele hasserfüllte Bemerkungen anhören, doch sie wussten, dass sie es besser für sich behalten sollten. Shekiba und Aqela wiederum hatten nicht die geringste Ahnung, wie die Familie ihres Vaters über sie dachte, denn sie verbrachten die meiste Zeit an der Seite ihrer Mutter. Manchmal war die Nähe sogar zu groß.

Im Alter von zwei Jahren stellte eine ungeschickte Shekiba ihr Leben in nur einem einzigen Augenblick auf den Kopf. Sie wachte von ihrem Morgennickerchen auf und tapste los, um ihre Mutter zu suchen. Sie hörte vertraute Geräusche in der Küche und stolperte hinein. Ihr winziger Fuß verfang sich im Saum ihres Kleides, und sie ruderte mit dem Arm, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Dabei traf sie einen Topf mit heißem Öl und warf ihn um, bevor ihre Mutter nach ihr greifen konnte. Das Öl spritzte auf und schmolz die linke Hälfte von Shekibas Engels Gesicht zu einem Fleischklumpen.

Shafiq schrie und versuchte, das Gesicht ihrer Tochter mit kaltem Wasser zu löschen, doch es war zu spät. Es dauerte Monate, bis alles abgeheilt war, und Shafiq hielt die ganze Zeit über Shekibas Gesicht mit einem Gemisch sauber, dass der örtliche Alchemist für sie zusammengestellt hatte. Doch die Schmerzen wurden immer stärker, je mehr die Haut darum kämpfte, sich zu erholen. Das Jucken trieb Shekiba fast in den Wahnsinn,

und ihre Mutter war gezwungen, ihre Hände in Stoff zu wickeln, besonders wenn sie die tote schwarze Haut abzupfte. Und dann bekam Shekiba Fieber. Das kleine Kind zitterte am ganzen Leib und wand sich, und Shafiqa konnte nichts dagegen tun, außer an der Seite ihrer Tochter zu beten, sie in den Armen zu wiegen und Allah um Gnade zu bitten.

Bobo Shahgul besuchte Shekiba, als sie von dem Unfall hörte. Shafiqa hoffte so sehr, dass ihre Schwiegermutter einen guten Rat für sie hätte, doch Bobo Shahgul blieb stumm. Als sie das Haus verließ, sagte sie nur, Shafiqa solle besser auf ihre Kinder aufpassen, und sie murmelte Worte des Danks, dass es keinen der Jungs getroffen hatte.

Shekibas Überleben kam einem Wunder gleich, ein weiteres Geschenk von Allah. Doch obwohl ihr Gesicht verheilte, war sie anschließend nicht mehr dieselbe. Von da an bestand Shekiba aus zwei Hälften. Wenn sie lächelte, dann lächelte nur ihr halbes Gesicht. Wenn sie weinte, dann weinte nur ihr halbes Gesicht. Doch das Schlimmste war, wie die Menschen sie nun anschauten. Sah jemand ihr Profil von rechts, dann lächelte er, doch sobald er die andere Seite sah, änderte sich sein Gesichtsausdruck. Und jede dieser Reaktionen erinnerte Shekiba daran, dass sie hässlich war, ein Horror. Manche Menschen wichen unwillkürlich zurück und schlugen erschrocken die Hand vor den Mund. Andere wagten es, sich vorzubeugen, die Augen zusammenzukneifen und sie genauer anzusehen. Ging sie über die Straße, dann blieben die Menschen auf der anderen Straßenseite stehen und deuteten auf sie.

Da! Hast du das gesehen? Da geht das Mädchen mit dem halben Gesicht. Ich habe dir ja gesagt, wie schrecklich sie aussieht. Allah allein weiß, womit sie das verdient hat.

Selbst Shekibas Tanten und Onkel schüttelten jedes Mal die Köpfe und schnalzten mit den Zungen, wenn sie sie sahen, als wären sie jedes Mal von Neuem enttäuscht und schockiert. Ihre Cousins dachten sich Spottnamen für sie

aus. *Shola*-Gesicht, weil ihre Haut an klebrige Reisklumpen erinnerte, oder *Babalu*, Monster. Und diesen Namen hasste Shekiba mehr als alles andere, denn sie hatte Angst vor dem *Babalu*, jener Kreatur, vor der sich alle afghanischen Kinder in der Nacht fürchteten.

Shafiqa versuchte zwar, ihre Tochter vor all dem Spott, den Demütigungen und den Blicken zu schützen, doch es war zu spät, um Shekibas Selbstwertgefühl zu retten, dieses Gut, das die Menschen ohnehin nicht allzu sehr schätzten. Shafiqa verhüllte Shekiba mit einem Tschaderi, wann immer Leute sich ihrem Haus näherten oder bei den seltenen Gelegenheiten, da die Familie ins Dorf ging.

Vergiss nicht, dass Shekiba »Geschenk« bedeutet. Du bist unser Geschenk, meine Tochter. Da müssen dich andere nicht angaffen.

Shekiba wusste, dass sie furchtbar entstellt war und dass sie von Glück sagen konnte, dass zumindest ihre engste Familie sie akzeptierte. Im Sommer war es unter dem Tschaderi heiß und stickig, doch Shekiba fühlte sich sicherer damit, geschützt. Sie war zwar nicht wirklich glücklich, aber zufrieden damit, daheim und vor den Blicken der anderen geschützt zu sein. So musste sie sich wenigstens nicht beleidigen lassen. Ihre Eltern hielten immer mehr Abstand zum Klan, und dessen Abneigung gegen Shafiqas Unnahbarkeit wuchs immer mehr.

Tariq und Munis dagegen waren voller Energie, und da sie nur knapp ein Jahr voneinander trennte, konnte man sie leicht für Zwillinge halten. Als sie acht und neun waren, halfen sie ihrem Vater bei der Feldarbeit und machten Besorgungen im Dorf. Für gewöhnlich überhörten sie Kommentare über ihre »verfluchte Schwester« einfach, doch dann und wann schleuderte Tariq eine Beleidigung zurück. Eines Tag kam Munis mit blauen Flecken und schlecht gelaunt nach Hause. Einer der Jungen hatte ihn wegen seiner Monster-Schwester verspottet, und er hatte sich den Kerl vorgeknöpft. Padar-jan ging daraufhin zum